

# Grenzmarkspiegel

Wochen-Beilage der „Grenzmark“ Flatow.



Nr. 7

Flatow, 17. Februar 1928

5. Jahrgang

## Grenzwacht.

Mel.: Ich bin ein Preuße

Au Deutschlands Grenze muß ich Wache halten.  
Ein Türmer, späht ich scharfen Blicks umher  
Und zünd' ein Feuer — nimmer soll's erkalten —  
Ein leuchtend Feuer an zu Wacht und Wehr.  
Und dräut aus Nacht und Wolke  
Ein Anheil meinem Volke,  
Dann soll mein Hornruf in die Lande schrein,  
Ich bin ein Türmer, will ein Türmer sein.

In Morgengraun seh ich die Lande liegen,  
Die leidgekrönten, frecher Buben Raub.  
Soll ich den heiligen Zorn in Schlummer wiegen?  
Ein rechter Held ist aller Schwachheit taub.  
Am Himmel welsch ein Zeichen?  
Will Nacht dem Morgen weichen?  
Es strahlt das Firmament im Flammenschein.  
Ich bin ein Kämpfer, will ein Kämpfer sein.

Und Gut und Blut gab froh ich dir zu eigen.  
Nimm, Ostmark, deutsches Wort zum Unterpfand.  
In Treue will ich aller Welt es zeigen:  
Ich bin dein Sohn! Da hast du meine Hand.  
Aus deinen Skavenfetten  
Will einst ich dich erretten!  
Wie Blitze zucken, fährt mein Schwert darein,  
Und ich bin Sieger, ich will Sieger sein.

Arthur Steg.

## Der Moorbauer.

Eine heimatische Erzählung aus der Schwedenzeit

von Bruno Giersche.

Das war gegen Ende August des Jahres 1654!  
Der Tag war klar und schön gewesen, wie alle Tage  
in dem letzten Sommer. Matthes Bernd, der gegenwärtige  
Besitzer des Moorhofes, hatte am heutigen Vormittag  
die letzten Garben unter das sichere Dach gebracht. Jetzt,  
am Nachmittag war es still auf dem Hofe. Die Knechte  
lagen oben in der Bucht auf dem Heu und hielten Rast.  
Nach all den sauren Tagen gönnte ihnen der Bauer heute  
die Mußestunden. Er selbst war wie immer auf den Bei-  
nen, um nach dem Rechten zu sehen. Jetzt ging er in den  
Stall, wo die Pferde vor der leeren Krippe standen und  
mengte ihnen frisches Futter auf. Seinem Augapfel, dem  
Fohlen vom vorigen Jahr, das abgeondert in der Koppel  
stand, schüttete er Hafer ein. Dann ging er quer über  
den Hof weg und durch das sichergefügte Bohlentor auf  
das Feld, um nach dem Vieh zu sehen, das auf dem Schlag  
am Krähenbruch weidete. Die Sonne meinte es trotz der  
vorgeschnittenen Jahreszeit noch immer gut. Matthes  
Bernd fühlte auf seinem Rücken ihre wohligen Strahlen  
und verlangsamte seinen Schritt. Ueber den leeren Stö-  
peln lag ein tiefblauer, wolkenloser Himmel. In der Bläue  
spielt schon das Mariengarn. Matthes Bernd blieb stehen,  
und indem er sich mit seiner schwieligen Hand die Augen  
beschattete, reckte sich seine hohe Gestalt. Er blickte lange  
hinauf zu der Höhe, wo der Wald begann. Dort lag ein  
Stück Oedland auf dem das Heidekraut wucherte. Er  
wollte den Zwickel nächstes Jahr unter den Pflug nehmen.

„Das Kraut blüht schon“, sagte der Moorbauer für sich.  
„Das gibt dies Jahr einen harten Frost.“ Nachdenklich  
schaute er dorthin, wo in der warmen Sonne der rote Blü-  
tenschein leuchtete. Dann ging er langsam weiter. In  
der Luft hingen einige Heidekerchen. Ein feines, traum-  
haftes Geräusch rieselte an sein Ohr. Das waren die Stim-  
men der Bienen, die da droben an den Blüten der Heide  
hingen. Die Luft war schwül wie im Hochsommer. Ein  
gläseriger Duff hinderte die Fernsicht, so daß der Wald, den  
Hintergrund nur wie ein blaues Band abschloß. Der See  
rechts vom Moor lag blank und glatt wie ein Spiegel.  
In dem Röhricht war es still. Nur ab und zu ries die  
Dommel oder kuckete eine Ufke. Als Matthes Bernd nach

dem Vieh gesehen hatte, das träge und schwer auf der  
Weide ging, bog er um und schlenderte gelassen den schma-  
len Fußsteig dicht am Moor entlang, der zu den Torf-  
wiesen führte. Die harten Moorgräser hatten einen  
metallischen Glanz angenommen. Wo sich die prallen Son-  
nenstrahlen in dem schwarzen Wasser spiegelten, zogen  
Schwärme von Taumelkäfern ihre blitzenden Kreise. Aus  
der Höhe meldeten einige Himmelsziegen mit heiseren Lau-  
ten. Matthes Bernd hatte den Hut vom Kopfe genommen  
und wischte sich einige blanke Tropfen von der Stirn. Als  
er unten an den Wiesen war, traf er bei den Torfkühler  
den Theodor Witt und den Klemens Roder, die dabei waren  
ein Fuder Torf aufzupacken, der dies Jahr besonders har-  
t und trocken war. Der lange Witt war sein nächster Nach-  
bar, der weiter nach Jenznick zu auf dem Oedhofs saß. Er  
hatte da ein gut Teil Land, das aber bloß in den besten  
Jahren eine lohnende Ernte abwarf; denn der Roder  
war sandig und steinig. Besser stand es da schon um den  
kleinen Roder. Der saß dicht am Dorf auf dem Wittenhof.  
Der Wittenhof war kleiner als alle Besitzungen im Um-  
kreis; aber er hatte den besten Boden, und auch die Be-  
stellung machte nur geringe Mühe.

Die drei kamen in ein Gespräch über die Ernte und  
über das Vieh. Jeder hatte so seine eigene Meinung über  
die schlechten unsicheren Zeiten, und jeder wußte ein be-  
sonderes Lied von den drückenden Schakungen zu singen  
welches die Schlochauener Starosteier ausschrieb.

„Ja, wenn der Schwede anno 27 unserer Zeit nicht in  
Schnee bei Hammerstein stecken geblieben wär“, dann ständ  
es heut anders mit uns.“

Das sagte der lange Witt mit finsterem Nachrua.  
Die beiden andern schwiegen dazu; denn es war allen be-  
kannt, daß der Oedbauer für die Schweden einen Stein in  
seinem Brett freihielt, seitdem sein Schweistersohn der  
Hann unter ihre Kriegsvölker gegangen war.

Der kleine Roder fand zuerst die Antwort. „Oedbauer“,  
sagte er mit einem anzüglichen Grien. „Warum du es  
so stramm mit den Schwedischen hältst, wissen wir ja alle.  
Aber daß du dir von dem Hann so stramm hast die Hucke  
vollschwindeln lassen, das will mir nicht in den Kopf  
schwed' bleibt Schwed! Bewahr uns der Himmel vor  
denen. Hör bloß hin, was die Buren bei Hammerstein  
herum von anno 27 zu pfeifen wissen. Vielleicht bestückst  
du dich dann auf was andres!“

Der Roder warf dem Roder einen bösen Blick zu. „Du schnackst, was du nicht verstehst,“ sagte er dann ärgerlich. „Glaubst du denn wirklich, daß wir unter dem Polen auf den grünen Zweig kommen?“

„Der Pole ist nun mal Herr im Land,“ entgegnete Roder hartnäckig. „Und wir Buren haben zu gehorchen und zu dienen. So will es nun mal Geschick und Ordnung.“

„Nachbarn,“ fiel hier der Moorbauer bedächtig und langsam, so wie es immer seine Art war, ein: „Was es mit dem Schweden und was es mit dem Polen auf sich hat, das soll uns nicht heiß machen. Eins aber wollen wir nicht vergessen. Diesen Grund und Boden worauf wir stehen, haben die Ordensherren einmal ehrlich erworben. Das waren Leute von unserm Blut und von unserer Art. Von ihnen haben unsere Väter das Land zugeteilt bekommen, auf dem wir heute sitzen. Der Pole ist mit Trug hier Herr geworden, und der Schwede will einstecken was er bloß immer zu packen kriegt. Dem fremden Herrn müssen wir dienen, weil er nun mal Herr ist. Aber warten wollen wir derweil auf unsre rechten Herrn. Das unrechte Gut bringt dem Polen keinen Segen. Das hat das Jahr 1627 gezeigt. Frieden wird er hier nicht haben. Paßt auf, das mit dem Schweden ist erst der Anfang. Schlimme und böse Zeiten werden wir alle noch erleben, du Witt, du Roder und ich. Frieden wird es erst geben, wenn wieder unsere rechten Herren ins Land zurückkehren.“

Als Matthes Bernd das letzte aussprach, da straffte sich seine mächtige Gestalt, und in seinen Augen flackerie ein warmes Feuer. Hart und schwer kamen die Worte von seinen Lippen.

Und wie die beiden den Moorburen so reden hörten, da wußten sie ihm für's erste keine Antwort.

„Die Zeit soll zeigen, wer von uns recht hat!“ Das jagte nach einer langen Weile Theodor Witt. „Ja, Debbur,“ sagte Matthes Bernd, und er wog jedes Wort, „das wird die Zeit zeigen. Wer weiß es aber, ob von uns dreien das noch einer erleben wird.“ —

Die Sonne war indessen tiefer zum Moor hinabgejunken. Von Abend her strich ein warmer Luftzug über die weite Sumpffläche. Da begann das Köhricht am See zu flüstern, und das hohe Moorgras geriet ins Wallen. Die Stimmen des Sumpfflügelers erwachten allmählich, und das Weidenesträuch und die Raddigbüsche am Wege warfen lange, scharfgezeichnete Schatten. Jetzt löste sich von der Ferne der gläserne Säule, und der trockene Bau des Schlochau Bergfrieds ward hinter dem See sichtbar. Unwillkürlich hatten alle drei Bauern nach jener Richtung ausgeguckt. Dann sagte der Moorbur: „Dort steht das Werk unserer Herren. Und es wird dauern, bis sie wiederkehren.“ —

Damit gingen sie auseinander.

Als Matthes Bernd allein war, wurde er still und ernst. Und als er auf dem Hof kam, da sah sein junges Weib, das mit dem ersten Kinde auf dem Arm in der Tür stand, leise Falten auf seiner Stirn. „Was ist dir, Matthes?“ fragte die Bäuerin besorgt. „Nichts, Berta, ich war da bloß ein bißchen mit dem Witt und Roder beisammen. Und du weißt ja, da kommt immer dasselbe dabei heraus.“

„Daß die doch reden, Matthes, und seher dich den Aufschuß nicht um die beiden.“

Und als jetzt der Moorbur sein blühendes Weib ansah, und als ihm sein kleiner Herr die runden Wermichen entgegenstreckte, da bekam er wieder sein glattes Gesicht.

„Berta, nur das wurmt mich, daß die zwei so rasch die Landesherren vergessen haben.“

„Schlag' dir das aus dem Kopf, Matthes,“ bat sein Weib. „Du wirst die Narren nicht umkrempeln, vor allem nicht den Theodor Witt.“

Dann gingen sie ins Haus. Die Bäuerin legte das müde Kind, das ihr auf dem Arm eingeschlafen war, in die Wiege und stellte in dem geräumigen Flur das Abendessen auf den Tisch. Nach der Mahlzeit, als der Bauer die Ställe durchgegangen war und die Knechte auf ihr Gange gestochen waren, setzte sich Matthes Bernd mit sei-

nem Weibe noch für ein Weilschen auf die Bank, die vor der Haustür stand.

Es war mittlerweile dunkel geworden. Eine beengende Schwüle drängte aus dem düstern Walde und lagerte brüllend über dem schwarzen Moor, in dem die unheimlichen Stimmen des Nachtjägers laut wurden.

„Berta,“ sagte der Moorbur ernst, „seit letztem Frühjahr ist es nicht geheuer im Moor. Man hat es bei Nacht und Nebel unten wimmern gehört. Und der Hültejunge vom Debburen, der zur Nachtzeit ein abgeirrtes Jungvieh suchen ging, hat im Bruch wilde, schreckliche Gesichter gesehen. Und das zeigte einen Krieg an. Und was ich auf dem letzten Markt in Schlochau hörte, paßt aufs Haar dazu. Da soll doch in andern Dörfern Blut vom Himmel gefallen sein, und fremdes, brandrotes Licht haben sie da bei Nachtzeit gesehen. Und das bringt schlimme Zeiten mit und Krankheit und Hungersnot.“

Wie der Bauer das noch kaum ausgesprochen hatte, wurde es gegen Mitternacht über dem Walde allmählich licht, und eine feurrate Helle spannte sich über den nächtlichen Himmel.

„Matthes, red nicht weiter davon! Sieh da das Blutlicht,“ flüsterte sein erbleichendes Weib.

Der Moorbur schwieg betroffen. Und eine lange Weile starrten sie in das unheilverkündende Zeichen.

„Der Herrgott mag uns in den nächsten Zeiten doppelt in Schutz nehmen,“ sagte jetzt Matthes Bernd. Dann zog er sein zitterndes Weib ins Haus hinein. —

Draußen war es kühl geworden. Und als der fremde Schein am Himmel erlosch, kroch der geisternde Nebel wie ein stummes Ungeheuer aus dem Grunde herauf.

## Kurze Geschichte der Grenzmark Posen-Westpreußen.

Von Fr. Wendland-Bischopswalde.

Im Dezember 1918 und in den Januar Tagen 1919 rollte von Osten her die polnische Dampfwalze heran und riß in kurzer Zeit Stück um Stück deutschen Landes von unserer Ostmark los. In großer Gefahr schwebten die deutschen Bewohner der Provinzen Westpreußen und Posen. Niemand wußte, wie weit sich die polnische Welle ausdehnen würde und wo man Hilfe zu erwarten hätte. Doch der Ansturm der Polen wurde größtenteils an der Nege gebrochen. Am 17. Februar 1919 wurde zwischen den deutschen und polnischen Truppen ein Waffenstillstand geschlossen. Die bisher von den verschiedenen Truppen besetzten Stellungen sollten zunächst die sogenannte Demarkationslinie bilden. Es wurde verhandelt und vereinbart, daß diese Linie aber keineswegs als die endgültige Grenzangesehene werden sollte, daß vielmehr die als überwiegend deutsch angesehenen Kreise, auch, wenn sie zur Zeit des Waffenstillstandes von den Polen besetzt waren, ferner an Deutschland zu verbleiben hätten. Doch bei Abschluß des Friedensvertrages war der Pole hiermit nicht zufrieden, sondern lies nun recht seine Faust der ohnmächtigen Ostmark fühlen. So manch rein deutscher Ort, sowohl in der Provinz Posen wie auch in Westpreußen wurde rechts-widrig an Polen gerissen. Jetzt erst erkannte man in weiten Kreisen die großen Verluste, welche die Ostmark zu buchen hatte. Man ging nun gleich ans Werk, aus den Trümmern der beiden Provinzen vorläufig eine neue Provinz entstehen zu lassen. Die deutschgesinnten Behörden wurden berufen und nach Schneidemühl verlegt. Die Restteile der beiden Provinzen wurden vereinigt und auf Vorschlag ihnen der Name „Grenzmark Posen-Westpreußen“ gegeben. Da dieser Name überall Anklang fand, wurde er auch bald in den öffentlichen Verkehr übernommen. Bald hierauf führte auch die preussische Verfassung die Grenzmark Posen-Westpreußen als gleichberechtigte in die Reihen der übrigen Provinzen des preussischen Staates auf. Nachdem dieselbe so ihre provinzielle Selbstverwaltung erhalten hatte, trat sie am 1. Juli 1922 ins Leben.

Die Provinz Grenzmark besteht eigentlich aus drei getrennten Teilen, die man als die nördliche, mittlere und südliche Grenzmark bezeichnet. Sie zieht sich in einer

**Gänge von ca. 400 Alm. von Nord nach Süd an der Ostgrenze des jetzigen deutschen Reiches entlang.** Der nördliche Teil grenzt im Westen an die Provinz Pommern und auf kurze Strecke an die Provinz Brandenburg. Zu diesem Teile gehören die westpreussischen Kreise Schlochau, Flatow und Dt. Krone, ferner der Stadtkreis Schneidemühl und der Nezekreis. Diese beiden Kreise sind Restteile der früheren posenschen Kreise Kolmar, Czarnikau und Filshe. Der mittlere Teil lehnt sich an die Provinz Brandenburg und Schlessen an. Hierzu gehören die Kreise Schwerin, Meseritz und Bomst als Restteile der gleichnamigen ehemaligen Kreise vom Regierungsbezirk Posen. Die südliche Grenzmark grenzt in ihrer ganzen Ausdehnung an Schlessen. Es ist dies der Kreis Fraustadt, der früher zum Regierungsbezirk Posen gehörte. Der größte Kreis der Grenzmark ist der Kreis Dt. Krone, der allein ungeteilt geblieben ist. In diesen 9 Kreisen liegen 24 Städte, 405 Landgemeinden und ca. 220 Gutsbezirke. Insgesamt hat die Grenzmark ungefähr 350 000 Einwohner. Bezüglich der konfessionellen Verhältnisse gehören ca. 60 Prozent der Bevölkerung der evangelischen, 39 Prozent der katholischen Kirche und der Rest des jüdischen bezw. anderen Glaubens an. Der größte Teil der beiden Heimatprovinzen Posen, Westpreußen wurde von den habgierigen Feinden zerissen und geraubt. Unsere neue Heimat ist ein Bau, der aus vielen Restteilen und unter großen Schwierigkeiten aufgebaut ist. Schwierige Aufgaben sind es, unter denen wir Grenzmärker zur Zeit diesen Bau zu erhalten haben. Diese Aufgaben liegen teils auf wirtschaftlicher, teils auf kultureller Seite. Sie liegen ferner auf dem Gebiete der Pflege unsers Deutschtums und endlich auch in der Pflege und Wahrung der Zusammengehörigkeit zwischen uns Grenzmärkern und unsern deutschen Brüdern und Schwestern jenseits der polnischen Grenzpfähle. Nie wollen wir vergessen, daß die geraubte Heimat ein deutsches Land war und wieder deutsches Land werden muß. Nicht eher dürfen wir ruhen, bis unser Ruf und der Ruf unser deutschen Brüder, jenseits der neuen Grenze, nach baldiger Befreiung, erhört ist. Mit laut dröhnender Stimme wollen wir darum mit den vertriebenen Brüdern und Schwestern die Ostmarkgrüße nach den Worten des Dichters Karl Busse in die Ostmark senden:

Ostmark des Reiches Land, das mich geboren,  
Aus weiter Ferne grüßt dich heut dein Kind,  
Es schaut die Heimat, die es einst verloren  
Nur noch im Traum, der sein Herz umspinnet.

O diese Kette hält nicht Zeit noch Ferne,  
Und ostwärts, ostwärts braust die Sehnsucht mir.  
Wann holst du mich? Wann führt die Gunst der  
[Sterne,  
Geliebte Heimat, mich zurück zu dir?

Ich schließe gern an meiner Kindheit Stätte,  
Und wie ein Mantel schließt der Trost mich ein:  
Deutsch ist das Land, um das so schwer ich stritte,  
Es wird auch deutsch für alle Zukunft sein!

Im deutschen Land sie schlafen, die uns starben,  
In dem uns selbst der Jugendglanz verblüht.  
Wir halten fest, was wir so schwer erwarben,  
Wir haben ewig nur ein Recht auf dich!

## Einweihung der Kirche zu Rakebuhr am 13. November 1854.

Der Chronist nacherzählt von Fritz-Erich Semmler.

Am Montag, dem 13. November 1854, am Geburtstag Ihrer Majestät der Königin, wurde die hiesige neuerbaute St. Petri-Kirche eingeweiht. Dieselbe ist königliches Patronat. Ueber die Kosten des Baues berichtet der Chronist nicht, hat aber niedergeschrieben, daß die Hand- u. Spanndienste von der Stadt munterlich geleistet worden sind. Mit der Einweihung war der Konsistorialrat Roth aus Köslin beauftragt worden. Dieser traf am Sonntag, dem 12. November zu diesem Zweck hier ein und nahm das für ihn im Posthause eingerichtete Zimmer in Besitz.

Am Abend des 12. November und am Morgen des 13. wurde das Fest mit dem Läuten der beiden Glocken ein-

geleitet. Die Zeit der Einweihung war um 11 Uhr vor- mittags bestimmt. Um 10½ Uhr hatten sich die eingelade- nen Gäste, nachdem zweimal geläutet worden war, im Post- hause eingefunden. Als zum dritten mal geläutet wurde, setzte sich der Zug in folgender Ordnung in Bewegung: Vorne gingen die Schulkinder mit ihren Lehrern, dann folgten zwei Geistliche, die Bibel, der Kelch und die Hostie, dann der Konsistorialrat Roth, zu der Rechten der könig- liche Landrat v. Busse, zur Linken der Rentamtsverweser Kämmerer Posin aus Neustettin, dann vier Geistliche, ferner der Superintendenturverweser Henicke mit dem Bür- germeister Kroll, dann die Baubeamten, dann Inspektor Bled und Bauführer Steinbrück, letzterer den Schlüssel zur Kirche auf einem weißseidenen Kissen tragend, dann der Kirchenbaubevollmächtigte Messerschmidt und Musikdirek- tor (Name unleserlich), Uhrenbaumeister Sühr aus Dt. Krone, Maurermeister Berndt aus Neustettin, Kirchen- vorsteher Plath und Parske, dann der Magistrat und die Stadtverordneten und zuletzt die hiesigen und auswärti- gen Gäste und Gemeindeglieder.

Nachdem der Zug so an der Kirche angelangt war, und eine große Menge Menschen daselbst wartete, übergab der Bauinspektor Bled den Schlüssel dem Konsistorialrat Roth und dieser überlieferte denselben in kurzer Ansprache dem Landrat v. Busse. Dieser betrat die Treppe und öffnete im Namen Gottes des Vaters des Sohnes und des heil- igen Geistes die Kirche. Der geordnete Zug ging hin- ein, worauf der Musikdirektor Sühr die Orgel spielte. Nachdem alle Personen ihre Plätze eingenommen hatten, wurden die ersten vier Verse des Liedes: „O heiliger Geist kehre bei uns ein“ gesungen. Hiernach bestieg der Kon- sistorialrat Roth den Altar, ihm zur Rechten der Super- intendenturverweser Henicke aus Hasenfier und zur Linken Pastor Müller aus Pletznig. Konsistorialrat Roth hielt eine ergreifende Rede und nachdem segnete er die Kirche, den Altar, die Orgel und die Kanzel ein. Darauf knieten die drei Geistlichen vor dem Altar nieder und Konsistori- alrat Roth hielt das Weihgebet ab, worauf das Vater- unser gebetet wurde. Dann wurde das Lied gesungen: „Neh bleib mit deiner Gnade“. Nachdem verlas der Su- perintendenturverweser Henicke die Liturgie, worauf ein Männergesang, nämlich der 81. Psalm unter Leitung des Kantors Kuchenbeker gesungen wurde. Es folgte das Lied: „Nun danket alle Gott“ und die Kirche wurde ver- lassen. Die Gäste wurden dann noch durch Bürgermeister Kroll besonders eingeladen, an dem von der Stadt und Apotheker Messerschmidt in dem Superintendenturgebäude veranstalteten Diner teilzunehmen. Dieser Aufforderung folgten dann auch alle vorgenannten Personen und außerdem noch der Gymnasialdirektor Roder aus Neustet- tin, der Superintendent Lehmann, Pastor Schulz und Kreissekretär Taggefell. Hier aus der Stadt Baron v. Heire, Doktor Degner, Rektor Müller, die Lehrer Kuchen- beker, Winkler und Zentke, sowie die Magistratsmitglie- der und Stabverordneten.

Das Mittagsmahl war durch den Apotheker Messer- schmidt herrlich bereitet worden. Bei der Tafel fehlte es auch nicht an herzlichen Toasten. Der erste Toast wurde von Konsistorialrat Roth auf das Wohl Ihrer Majestät der Königin und dann auf das Wohl der Stadt ausge- bracht. Dann folgte ein Toast des Landrats v. Busse auf das Wohl Seiner Majestät des Königs. Nachdem folgten noch verschiedene Toaste von Baron v. Heire, Gymnasial- direktor Roder, Bürgermeister Kroll, Pastor Hennicke und Superintendent Lehmann. Der Konsistorialrat Roth zeigte sich sehr freundlich von diesem Feste und äußerte, daß er während seines 35 jährigen Amtes in keiner Stadt solche Freude erlebt habe, wie hier in Rakebuhr und daß ihm diese Stadt erherzlich bleiben werde. Bei seinem Abschiede dankte er herzlich dem Magistrat für die ihm be- wiesene Zuverlässigkeit. Auch von den anderen auswärti- gen Gästen wurde lobend hervorgehoben, daß sie es nie geglaubt hätten, daß Rakebuhr als kleine Stadt so große Opfer gebracht hätte und weit über größeren Städter- stände. Die Gemütslichkeit dauerte bis in die Nacht hin- ein, wo sich dann einer nach dem andern entfernte und da- mit dieser für die Stadt unvergeßliche Tag zu Ende ging. Bemerkt wird noch, daß in der Kirche eine Kollekte für die Verunglückten und Ueberschwemmten in- nest wurde und welche einen Betrag  
Groschen lieferte.

# Geländenot u. Geländeerwerbungen der Stadt Schlochau.

Unsere Stadt besaß früher gar keine Ausdehnungsmöglichkeit. Der Neumarkt, der untere Teil der Königstraße, die ganze Schloßstraße, das Wäldchen nebst dem Schloßgrunde, der ganze Amtsee und das Land rechts der Brücke nach dem Bahnhof zu gehörten zum Vorwerk. An der Mahlmühle begann das Lichtenhagener Gebiet; die ganze Bahnhofsvorstadt liegt auf ehemaligem Grund dieses Dorfes. Der Stadt verblieb nur die Westseite, welche wegen ihres tiefen Wasserstandes am wenigsten zum Bebauen geeignet ist. Zur Polenzeit überwies der Staat zwecks Ansiedlung der Juden die Bauplätze am Neumarkt der Stadtgemeinde. 1552 beglückte sie der Polenkönig Sigmund August durch Schenkung ausgedehnter Flur- und Waldgebiete. Der Woyt (Bürgermeister) sollte nicht 5, sondern 9 kadm. Hufen haben und den Woytsee (Woytsee, 1793 abgel.). Die Stadt erhielt 1424 Morgen Wald und den Bürgersee, die Kirche 10 Morgen, jeder Vollbürger 5, jeder Halbbürger 2½, jeder Büdner ½ Morgen Acker. Woher der König das Land hernahm, ist nicht ersichtlich. Der Annahme, daß er ein Vorwerk aufteilte, das seine Ländereien zwischen dem See und der nach Klausfelde führenden Straße gehabt haben soll, steht die Tatsache entgegen, daß die Voll- und Halberbgärten in den sogenannten Mittelstegen liegen. Eher ist anzunehmen, daß das Vorwerk Kaldau sich damals bis zur Lindenbergstraße erstreckte. — 1811 bat die Stadt um Ueberlassung des Wäldchens für die Tage von 197 Tln. Der König gab dazu seine Zustimmung, die Regierung aber bereitete sogleich Schwierigkeiten, daß die Uebergabe sich um 15 Jahre verzögerte. 1819 beantragte der Magistrat die Eingemeindung der in der Begrenzung der Stadt belegenen Domänengrundstücke. Gemeint waren die in der Königstraße, Schloßstraße und auf dem Schloßplatz entstandenen Häuser nebst den dazu gehörigen Gärten. Die Regierung willigte ein, die Eingemeindeten jedoch erhoben Widerspruch wegen der im städtischen Verbands notwendigen höheren Abgaben. Die Beschwerde kam bis vor den Fürsten v. Hardenberg, der am 8. 4. 1822 die Entscheidung traf, indem er die Beschwerdeführer in einem gewissermaßen väterlichen Tone beehrte, daß sowohl für die Polizei- als Kommunalverwaltung ein unregelmäßiges Verfahren unvermeidlich sei, wenn Häuser, welche teils mitten in der Stadt, teils im Gemenge mit städtischen liegen, eine abgeordnete Komune bilden. „Außerdem,“ so schließt das Schreiben, „wird Ihrem Interesse nicht zu nahe getreten, indem Sie den Bürgerbrief unentgeltlich erhalten und nur diejenigen Lasten und Pflichten, welche aus dem Kommunalverbande hervorgehen, zu tragen haben werden.“ Es betraf 9 Familien: Amtskrüger Bloch (Preußenhof), Amtmann Preuß, Forstinspektor Mengring, Maurer Kosinski, Handelsmann Jacobi, Tagelöhner Preß, Schäfer Bahr, Tuchmacher Bohl und Tagelöhner Baer Lewinski.

1856 kam es über die Kommunalverhältnisse des Abbaues Müggenburg zu Verhandlungen, welche sich bis 1863 hinzogen. Diese Besingung trat zur Polenzeit 450 Morgen an den Forstfiskus ab, die Tagen 9 und 10 des Lindenbergers Reviers. Der unbedeutende Rest fiel noch nach und nach an 7 Besitzer, von denen 4 zu Schlochau, 3 zu Kaldau steuereten. Der Landrat entschied, daß alle zu Schlochau gehörten sollten, der Magistrat ließ jedoch unterließ deren Einschreibung, so daß die Einverleibung erst 1924 erfolgte. Ganz mißhelos gelangte die Stadt 1863 in den Besitz des Etablissements Elbing, einer Parzelle von 6 Morgen kadm. dicht an der Grenze der Lindenbergers Forst. Dort hatte mitten im Walde der Ratmann Schulz ein gleich großes Stück Land, wovon er die Grundsteuer nach Rischau zahlen mußte. (Erbchaft aus poln. Zeit.) Auf seinen Antrag schrieb der Forstfiskus das Ackerstück dem Lindenbergers Forstbelauf zu und gab dafür das heutige Elbing, wovon nur der Name verwunderlich ist. Schulz verkaufte es gleich an Jak. Knuth; der jetzige Besitzer heißt Wolff.

Ergebnislos verlief ein 1860 unternommener Versuch der Eingemeindung Kaldaus. Es handelt sich um den dicht bei der Stadt belegenen Dorsteil. Der Kondukteur Benelli (später Bürgermeister) erhielt den Auftrag, einen Situationsplan zu entwerfen, was er wegen angeblicher Grundsteuerarbeiten von Monat zu Monat aufschob. In

das volle drei Jahre darüber hingingen und der Plan der Vergessenheit anheimfiel. Damals schrieb der Gastwirt Wolkffrom an die Regierung: „Ich bitte geneigtest zu berücksichtigen, daß die Einheimischen bedeutende Abgaben tragen müssen, während Leute aus Kaldau, die ihr ganzes Geschäft mit städt. Einwohnern machen, davon leer ausgehen; daß überhaupt hier wieder unser altes städtisches Uebel hervorrage, und die Herren aus Kaldau, wenn es sich um Nutzungen städtischer Einrichtungen, als Begräbnisplätze, Schulen, Pumpen etc. handelt, gern als in Schlochau wohnend angesehen werden wollen, dagegen Kaldau als ihren Wohnsitz ansehen, wenn es gilt, Abgaben zu zahlen.“

1876 entspann sich eine lebhafte Umfrage wegen der Lage des Bahnhofs. Die Enge des Stadtgrundes ließ den Bau auf städtischem Gebiet nicht zu. So kam er aufs Lichtenhagener Feld und hätte auch den Namen dieses Ortes erhalten, wenn es nicht gelungen wäre, den Verkäufer des Grundstücks zum Verzicht darauf zu bewegen. — 1884 erwarb die Stadt durch Kauf von Markert das jetzige Badeanstaltsgrundstück nebst den daran liegenden Wiesen. Heute noch Markert'sches Land genannt. — 1894 gewann die städtische Kommune durch Tausch mit Kaldau das rechts der Brücke nach dem Bahnhof gelegene Land gegen „Damerau“, einer öden Sandsholle im Norden der Kaldauer Feldmark, 1897 durch Ankauf die Hälfte des Sees und das Blockhofs Werder, den jetzigen Sport- und Spielplatz. — 1904 erfolgte die Eingemeindung der Knopfschen Sägemühle und des ganzen Bahnhofsgrundstücks gegen Zahlung von 50 000 Mark an Lichtenhagen, 1912 die des Steilufers am Kl. Amtsee bis zur Bahnstrecke, 1922 die des ehemaligen Schlachthauses an der Dammthor Chaussee. Restlos gelöst wurde die Geländefrage durch die Eingemeindung Kaldaus am 1. 4. 1924. Blanke.

## Ländliche Gedankensplitter.

Natur und Mensch im Aphorismus.

Hans Syperski.

Aphorismen sollten weder Gedankenplitter noch Gedankenbalken sein. — Ich möchte sie Reinzellen, unausgebrütete Eier nennen, die ausgebrütet, nicht genossen sein wollen.

Tag und Nacht.

Am östlichen Himmel, dem „Jenseits“ unserer Heimat, steigt herauf die Erzmeisterin der Farbe, die Sonne. Sie malt in göttlicher Verschwendung mit ihren Strahlenpinseln das irdische Gemälde.

und dann — weiße Schleier verhängen des Himmels klare Harmonie. Hin und wieder ein Sonnenstrahl durch das Wolkengewebe.

Die Dämmerung erschlägt den müden Tag und seine ersterbende Seele sinkt hinter dem westlichen Himmelsrund.

Am gegenüberliegenden Himmelsgestade steigt auf der Sonne matter Abglanz und ewiger Gegenspieler — blaß und traurig ob der müden Welt, deren Ruhe geisterhaft umwebend.

Winterweh und Frühlingssehnen.

Der Winter blies alle Wasser zu totem Eisglas — nur die roten allein pulsten schicksalstrohend.

Die nackten Bäume stehen immer da in den Totenhemden asiatischer Trauerfarbe. Und die Nadeln der schlafenden Fichten und Tannen waren wie mit Pelzchen überzogen, das Daunenhaar zeigend.

Der langgestreckte, stille See, der Bach dabei — ihre Wasser flossen träge unter mattem Kristall.

Aber kein ersterbendes Schweigen und Rosten. Tief unten im Herzen der Bäche und Bäume, Quellen und Gräber brütet neue Frucht köstlicher beglückender Geburt entgegen.

Die Märchen der Winternächte schwinden. Natur und Mensch sind gesättigt in Kraft. Nun gilt es zu entfalten. Die Knospen und Keime wachsen — sie schaffen und weben am immer neuen und gewaltigen Frühlingssehnen der Menschheit.

Bruder Tauwind spielt ein Lied von Wärme und Freiheit auf seinen Haseln, die die Menschenstimme über weite Pänder raaren